

Paul-Gerhard Klumbies

Ursprungstraditionen diakonischen Handelns im Neuen Testament

Die Bedeutung des Wortes

»Diakonie«

In seinem einfachen Sinn meint das griechische Wort *diakonia* soviel wie »aufwarten bei Tisch«. So wird es in der Erzählung vom Besuch Jesu bei Maria und Martha gebraucht: »Martha aber war ganz und gar in Anspruch genommen von vielem Dienst« (Lk 10, 40). Diakonia kann aber auch das Sorgen für den Lebensunterhalt oder ganz allgemein das »Bedienen«, »das »Dienen« sein.

Griechischem Denken und Empfinden war die dienende Haltung suspekt, da sie mit Unterwürfigkeit in Verbindung gebracht wurde. Die Folge war, daß selbst die griechische Übersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta, das griechische Wort *diakonein* nicht benutzte, obwohl es der Sache nach in den alttestamentlichen Schriften wiederholt begegnet. Die griechischen Äquivalente zur hebräischen Ausdrucksweise, die die Septuaginta verwendet, sind Wörter, die das Dienen nuanciert zur Geltung bringen. Ist von einem dienenden Abhängigkeitsverhältnis die Rede, bezeugen uns Ausdrücke aus der Wortgruppe »Sklave/Sklavendienst«. Spricht die Septuaginta vom gottesdienstlichen Geschehen, zieht sie Begriffe heran, die zu den Wortgruppen »kultischer Dienst«, »Liturgie« oder »Gottesdienst« gehören.

Die positive Verwendung des griechischen Wortes *diakonein* stellt eine schöpferische Leistung des frühen Christentums dar.

Diakonie und Christologie

Die Tatsache, daß im Neuen Testament das Dienen in einen Zusammenhang mit dem Glauben an Jesus, den Christus, gestellt wird, verleiht dem Begriff neben der »horizontalen« Ausrichtung eines Dienstes an den Menschen eine »vertikale« Dimension. »Dienst« ist bei Paulus theologisch qualifiziert. Der Christus-

bezug gibt das Kriterium für die *diakonia* ab.

Zentrale Bedeutung im Rahmen der Evangelien kommt dem Menschensohnwort in Mk 10, 45 zu. Nur vordergründig dominiert hier die ethische Komponente. Entscheidendes Gewicht kommt dem Schluß des Verses zu: Das Motiv vom Dienen ist mit der Botschaft vom Erlösung stiftenden Tod Jesu verbunden. »Dienen« wird zur Ausdrucksform der Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus. Menschen geben in Wort und Tat Zeugnis von der Botschaft, die ihnen selbst zur Grundlage ihres Lebens geworden ist.

Zu Anfang des zweiten Jahrhunderts wird in den deuteropaulinischen Pastoralbriefen eine Aufweichung des für Paulus wie Markus konstitutiven Zusammenhangs von *diakonia* und Verkündigung des Heilsgeschehens erkennbar. 1.2 Tim und Tit lassen eine vom Gesichtspunkt der Aufgabenteilung bestimmte Unterscheidung der Ämter und Funktionsträger erkennen. Die »Diakonie« hat sich offenkundig bereits zu einem eigenen Bereich entwickelt und wird durch das Amt des Diakons repräsentiert (1 Tim 3, 8-13). Dieser steht neben anderen Personengruppen, die für besondere Aufgaben zuständig sind: dem Episkopos, d. h. dem Aufseher, Bischof (1 Tim 3, 1-7), den Witwen (1 Tim 5, 3-16) sowie den Ältesten, die der Gemeinde vorstehen und als deren besonderer Beitrag die Bemühung um das Wort und die Lehre gewürdigt werden (1 Tim 5, 17). Die *Diakonia* tritt als eine Funktion der Gemeinde neben die Aufgaben der Gemeindeführung, Verkündigung, Lehre und Organisation und deckt tendenziell den Bereich »Soziales« ab.

Maßstäbe diakonischen Handelns

Der Zusammenhang von Evangelium und Ethik bei Paulus

Der für Paulus geltende Maßstab in ethischen

Entscheidungen findet sich in 1 Kor 7, 29–31. Paulus faßt ihn in die Formulierung »haben, als hätte man nicht«. Mit dieser Maxime verfügt er über ein Kriterium im Umgang mit Statusfragen, Besitzständen und Befindlichkeiten. Angesichts der ablaufenden Weltzeit schreibt er: »Die, die Frauen haben, sollen sein, als hätten sie keine, die, die weinen, als weinten sie nicht, die, die sich freuen, als freuten sie sich nicht, die, die kaufen, als besäßen sie nicht, und die, die die Welt gebrauchen, als machten sie nicht Gebrauch von ihr. Denn die Gestalt dieser Welt vergeht.« Der eschatologische Vorbehalt, der von Gottes endzeitlicher Durchsetzung her denkt (1 Kor 15, 28), läßt die Welt mit ihren Strukturen, Organisationsformen und Wertigkeiten als etwas Vorletztes erscheinen. Scheinbar letztgültige Festsetzungen und Gewißeheiten werden in den Stand der Vorläufigkeit versetzt.

Die damit verbundene Relativierung bedeutet einen wirksamen Schutz gegenüber Verabsolutierungen und der ideologischen Überhöhung von Werten. An dieser Stelle wirkt sich der kreuzestheologische Ansatz der paulinischen Christusverkündigung aus. Nicht die sogenannten höchsten Güter werden mit Gott in Zusammenhang gebracht. Vielmehr ist das, was in den Augen der Menschen niedrig erscheint, was töricht, ärgerlich und schwach wirkt, der Ort, an dem Gott begegnet und erkannt wird (1 Kor 1, 18–31). Indem Gott mit dem hingerichteten Christus identifiziert wird, ist der Ansatz für die Umkehrung der dem natürlichen Spiel der Kräfte folgenden Werte gegeben.

Christologisch verankerte Theologie redet daher von Gott nicht unter Siegerperspektiven. Sie bekennt ihn angesichts der Zustände, Situationen und Vorfindlichkeiten, die nach den üblichen menschlichen Maßstäben Ausdruck des Mißlingens und Scheiterns von Lebensvollzügen sind. Dahinter steht die

Überzeugung, daß Gott in seiner dichtesten Weise dort begegnet, wo Menschen ihn nicht zu erblicken vermögen. Diese paradoxe Perspektive ist nicht einfach ethisch einlösbar. Sie bleibt auch dem bestgemeinten Tun als Leitlinie und Maßstab selbstkritischer Rückfrage vorgeordnet.

Mt 20, 1–16: Die Grenze der Leistungsorientierung

Einem Tabubruch gleich kommt die Parabel von den Arbeitern im Weinberg in Mt 20, 1–16. Der matthäische Jesus verletzt den für wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge elementaren Grundsatz: Gleicher Lohn für gleiche Arbeit. Zwölf Stunden lang verausgaben sich die in der Frühe angeworbenen Tagelöhner in der glühenden Hitze des Tages bei ihrer schweren Arbeit. Für gerade noch eine Stunde bei Sonnenuntergang stoßen die zuletzt Angeworbenen hinzu. Bei der Auszahlung nach Arbeitsende, die jedem den einen vereinbarten Denar beschert, mögen der Besitzer und seine Verwalter formaljuristisch im Recht sein. Sie können sich schließlich auf eine Vereinbarung berufen. Dennoch drängt sich der Verdacht auf, hier werden am Ende die Notlage und Abhängigkeit der Tagelöhner ausgenutzt.

Ein besonderes Ärgernis dieser Geschichte scheint darin zu liegen, daß sie vom matthäischen Jesus zur Veranschaulichung seiner Reich-Gottes-Vorstellung und damit als Ausdruck seines Gottesverständnisses verwendet wird (V. 1). Ein anderes Licht fällt auf die Erzählung, wenn sich das Augenmerk statt auf die Arbeit, den erwirtschafteten Lohn und die vermeintlich erworbenen zusätzlichen Ansprüche aus der geleisteten Arbeit auf die Personen der Tagelöhner und ihren Status richtet. Danach wird vom Ergebnis her jedem der Arbeiter vom Weinbergbesitzer die eine gleiche Grundsicherung als Basis für den Tag

ausbezahlt. Niemand von ihnen ist in der Lage, durch seiner Hände Arbeit mehr als dieses Fundament zu erwirken. Daß überhaupt eine solche Basis geschaffen wird, wird in der Geschichte bereits als ein Akt der Freiheit und der Güte des Gebers herausgestellt (V. 15). Ansprüche auf eine Verbesserung der Situation aufgrund der erbrachten Leistung werden zurückgewiesen. Arbeit wird als Arbeit gewertet, unabhängig von ihrer Dauer und Beschwerlichkeit. Sie beeinflusst die von vornherein zugesagte Zahlung als Gewährung der Lebensgrundlage nicht. Die Basis des Lebens, für die der Denar steht, wird abgekoppelt von Quantität und Qualität der persönlich erbrachten Leistung. Sie ist gewährleistet durch die Einstellungen, die der Besitzer vornimmt, und beruht auf vorheriger Vereinbarung sowie eingehaltener Zusage, wie sich vom Ende her erweist.

Hierin den erschließenden Aspekt für das Reden vom Gottesreich zu erblicken, bedeutet, Gott als den wahrzunehmen, der selbst für den tragenden Grund menschlichen Lebens einsteht. Es heißt anzuerkennen, daß das Fundament des eigenen Lebens nicht über Aktivitäten und Handlungen geschaffen, stabilisiert oder erweitert wird, sondern bereitgestellt ist und im Glauben realisiert wird, eine Grundlage, auf der sich »arbeiten«, d. h. leben läßt.

Einer Orientierung diakonischen Handelns dient die Erzählung von den Arbeitern im Weinberg insofern, als sie die entscheidende Bedeutung der Lebensgrundlage hervortreten läßt, die sich menschlicher Verfügbarkeit entzieht. Unter dem Gesichtspunkt der Angewiesenheit besitzen auch diakonische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen keinen Vorsprung vor denen, denen sie ihre Unterstützung zukommen lassen. Das relativiert die Bedeutung der erbrachten Hilfeleistung. Ihr kommt keine existenzgründende oder -sichernde Bedeutung

im fundamentalen Sinn zu. Es entlastet diakonische Mitarbeiter davon, mit ihrem Einsatz solche sinnstiftende und existenzhaltende Arbeit liefern zu müssen. Mt 20, 1-16 verweist auf Gott selbst als die existenzbegründende und -sichernde Instanz.

Statt der diakonischen Arbeit quasi-religiöse Bedeutung zuzuweisen, bedeutet die Erzählung in Mt 20, 1-16 einen Impuls, den Akt der Zuwendung auf Gott hin durchsichtig zu machen. Konkret heißt das, die helfende und pflegende Tat zu einem Auslöser für betreute Menschen werden zu lassen, nach dem unumstößlichen letzten Grund ihrer Existenz zu fragen.

Die Erzählung von den Arbeitern im Weinberg relativiert die menschlichen Möglichkeiten zur Sicherung der eigenen Existenz. Zugleich verweist sie auf die alleinige, aber absolut tragende Zuständigkeit Gottes für den Grund des Lebens. Diese Einsicht weiterzugeben, bleibt auch in säkularer Umgebung die Chance und Aufgabe einer Diakonie, die um ihre Möglichkeiten wie Grenzen weiß.

Das richtige Handeln als Zentrum lukanischer Anthropologie

Die Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 25 - 37) teilt die dem Lukasevangelium unterliegenden anthropologischen Grundüberzeugungen. Danach erlaubt das Handeln Rückschlüsse auf das Personsein. Wer jemand ist, erweist sich vornehmlich an dem, was er tut, redet oder auf andere Weise zum Ausdruck bringt. Das Verhalten zeichnet eine Person vor anderen aus oder läßt sie hinter andere zurücktreten. Dabei gelten klare Wertmaßstäbe.

Das für Lukas als hellenistischen Schriftsteller charakteristische Menschenbild, das den Menschen von seinen Lebensäußerungen her

in den Blick nimmt, steht an entscheidender Stelle im Widerspruch zur Anthropologie des Paulus. Diese besitzt ihren Ausgangspunkt in der Wahrnehmung des Menschen als eines von Gott angesprochenen Gegenübers, dessen Sein auf einem gnädigen Urteilsspruch Gottes beruht. Der von Gott gerecht gesprochene Mensch befindet sich lebenslang in einer Auseinandersetzung mit der Macht der Sünde, die ihn aus dem Herrschaftsbereich Gottes zu drängen versucht. Das Handeln des Menschen ist für Paulus stets davon geprägt, welche Macht ihm seine Richtung gibt – die des in Jesus Christus erkannten, freundlich zugewandten Gottes oder die der Sünde. Das Handeln ist Folge und Konsequenz eines bestimmten zuvor konstituierten Seins. Handlungsanweisungen besitzen daher für Paulus einen anderen Stellenwert als für Lukas. Sie dienen im Anschluß an theologisch grundsätzliche Ausführungen als praktische Hinweise, während Lukas ihnen identitätsverändernde Bedeutung beimißt.

Lk 10, 25–37: Leben aus Handeln

Die für die Begründungszusammenhänge der Diakonie wohl am häufigsten herangezogene Erzählung des Neuen Testaments ist die vom barmherzigen Samariter in Lk 10, 25–37. Die eigentliche Beispielerzählung reicht von V. 30–35. Sie ist eingebunden in ein Gespräch Jesu mit einem Gesetzeskundigen. Dieser tritt an Jesus mit einem von Lukas als Testfrage charakterisierten Anliegen heran. Seine Frage: Lehrer, was soll ich tun, um ewiges Leben zu ererben, beruht auf mehreren Voraussetzungen. Drei von ihnen seien genannt:

Erstens redet er Jesus mit einem Titel an, der Jesus einen Informationsvorsprung zubilligt. Von einem Lehrer darf er erwarten, daß dieser ihm von seinem Wissen abgibt.

Zweitens verbindet er die Vorstellung vom ewigen Leben mit einem Tun, das diesem voran-

geht. Zwischen beiden stellt er einen Kausalzusammenhang her. Ewiges Leben, so seine Auffassung, resultiert aus einem darauf ausgerichteten entsprechenden Handeln.

Drittens ist das ewige Leben für ihn eine der Zukunft zugeordnete Größe, auf die er, wie das Verb »ererben« signalisiert, einen Rechtsanspruch zu haben meint.

Statt dem Juristen eine neue Information, über die er noch nicht verfügt, zu vermitteln, verweist ihn Jesus auf das Gesetz als die ihm vertraute Instanz und läßt ihn daraus zitieren (V. 26). Das notwendige Wissen zum Erlangen des ewigen Lebens liegt längst bereit und bedarf keiner zusätzlichen Ergänzung. Das erwartete Heil gründet im Alten und Bekannten. Jesus verweist den an der Zukunft orientierten Fragesteller auf die Vergangenheit. Die Zitation der im Alten Testament niedergelegten Gebote der Gottes- und Nächstenliebe wird von ihm als richtig gewürdigt (V. 28a). Die anschließende Handlungsanweisung: Tu das, und du wirst leben (V. 28 b), bestätigt den Zusammenhang, der für den lukanischen Jesus zwischen Handeln und eschatologischer Vollendung besteht. Mit seiner Rückfrage: Und wer ist mein Nächster? (V. 29) versucht der Gesetzeskundige sich der Notwendigkeit zu entziehen, Jesus zustimmen zu müssen. Seine Abwehr liefert den Aufhänger für die Erzählung Jesu.

Die als beispielhaft geschilderte Hilfeleistung des Samariters läßt sich im Nachhinein in vier Stationen gliedern: Zunächst leistet er die notwendige »Erste Hilfe« (V. 33–34 a), dann kümmert er sich um die weitere Versorgung (V. 34 b). Am nächsten Tag regelt er die Sicherung der Pflege und verabschiedet sich wieder (V. 35).

Unmittelbar im Anschluß an die Erzählung kommt Jesus in V. 36 auf die Frage von V. 29 zurück. Charakteristisch ist dabei die Umfor-

mulierung des Satzes. Der Gesetzeskundige hatte in V. 29 nach dem Nächsten als einem Gegenüber gefragt und ihn innerhalb des Subjekt-Objekt-Verhältnisses der Objektseite zugeordnet. Unter dieser Voraussetzung führt die Frage nach dem Nächsten in die Situation, aus einer Reihe von Menschen in unterschiedlicher Entfernung eine Auswahl treffen zu müssen. Damit ist eine Machtposition geschaffen, aus der zwangsläufig die Problematik der Unterscheidung zwischen »fernsten und nächsten Nächsten« entsteht. Die Frage in V. 36 kehrt die Perspektive um. Der Blick richtet sich auf die Person selbst, die bisher von sich selbst weg und zu einem Nächsten hinschaute. Die Frage nach der Bestimmung des Nächsten wird zu einer Anfrage an das Subjekt selbst. Dabei wird der Nächste aus der Opferperspektive bestimmt. »Wer von diesen dreien, scheint dir, ist zum Nächsten geworden dem, der unter die Räuber gefallen ist?«

Nächster ist man nicht. Weder läßt sich ein anderer Mensch, dem man seine Hilfe angeeignet läßt, als »Nächster« titulieren, noch handelt es sich um einen Status der eigenen Person. Der Samariter ist zum Nächsten geworden. Nächster zu werden impliziert eine Bewegung der eigenen Person. Allenfalls gilt, daß jeder Mensch in jeder Sekunde ohnehin einem anderen der Nächste ist. Es gibt keinen neutralen Raum ohne jede Relation. Die Erzählung zielt jedoch primär darauf, den Prozeß anzustoßen, ein Nächster zu werden. Jede Sekunde steht unter der Forderung, die Relation, die immer besteht, zu einer Bewegung aufeinander zu werden zu lassen.

Wie die Frage des Gesetzeskundigen nach dem Ewigen durch einen Rückverweis auf das Zeitliche beantwortet wird, so beinhaltet auch die Antwort auf die Frage nach dem Nächsten eine Rückwärtsbewegung. Der Fragesteller wird auf sich selbst zurückverwiesen. Das Zeitliche ist der Raum, in dem die Entschei-

dung über das Ewige fällt. Der Weg dahin führt über das eigene angemessene Handeln.

Neutestamentliche Werthaltungen in der Diakonie

Die angesprochenen Werthaltungen haben über die genannten neutestamentlichen Texte, besonders die Erzählungen, eine enorme Wirkungsgeschichte entfaltet. Bis in die Gegenwart stellen diese Überlieferungen Ursprungstraditionen diakonischen Handelns dar. Ihr Aufgreifen zwingt daher auch zu einer Auseinandersetzung mit den ihnen zugrundeliegenden Prämissen.

Der paulinische Ansatz, Gott exklusiv vom Kreuz Jesu Christi her zu verkünden, impliziert eine Umkehrung der geläufigen Wertmaßstäbe. Paulus widerspricht allen Versuchen, das Grandiose zu vergöttlichen und Gott und die höchsten Güter in einem Atemzug zu nennen. Gerade im Scheitern, in der Schwäche, im Übersehenen und Verachteten erblickt er Gott. Von daher gelangt er zu einer Unterscheidung zwischen Letztem und Vorletztem. Damit ist ein Schutz vor der Überhöhung profaner Werte zu quasi-religiösen Gütern gegeben. Auch bewahrt diese Distinktion vor Selbstüberlastung. Sie eröffnet den Freiraum, die eigene Identität auf ein Letztes jenseits des Gegebenen zu gründen.

Die Erzählung aus Mt 20 führt unmittelbar in die Konflikte hinein, die beim Aufeinanderprallen von Werthaltungen entstehen. Der Skandal der geschilderten Szene, die Außerkräftsetzung des Prinzips »gleicher Lohn für gleiche Arbeit«, soll einen Denkvorgang anstoßen. Danach wird die Lebensbasis im existentiellen Sinn nicht erarbeitet, sondern darf als zur Verfügung gestellt angenommen werden.

Das Kennzeichen der Erzählung vom barmherzigen Samariter in Lk 10, 25–37 bestand

in der dort vorliegenden doppelten Rückbindung. Die Frage nach den Eingangsbedingungen in das ewige Leben fand ihre Beantwortung in dem Verweis auf die Realisierung des seit langem Bekannten. Auf die Grundlagen für die Erlangung des ewigen Lebens kann der Mensch bereits zurückgreifen. Der Gesetzeskundige kann um sie wissen aufgrund seiner Schriftkenntnis. Kein Mensch ist nach lukianischer Auffassung so defizitär, daß er die Voraussetzungen des ewigen Lebens erst noch in seinen Besitz bringen müßte.

Der »Nächste« wurde aus der Rolle des Objekts befreit. Der Samariter ist selbst zum Nächsten geworden. Die Beispielerzählung zielte auf die Rückfrage nach der Ausrichtung des fragenden Subjekts selbst.

Als offene Frage bleibt, ob man die lukianische Vorentscheidung, dem Handeln konstitutive Bedeutung für das Menschsein beizumessen, übernimmt.

Für das gegenwärtige diakonische Handeln ergeben sich aus den neutestamentlichen Ursprungstraditionen deutliche Impulse, in welcher Weise der christliche Glaube in die Gesellschaft hineinwirken soll. Er tritt in die Auseinandersetzung mit Werthaltungen, die

anderen Zielen folgen als die Überlieferungen des Neuen Testaments. Aus der kreuzestheologisch gewonnenen Umkehrung der Werte und der Unterscheidung zwischen Letztem und Vorletztem folgen Konsequenzen auch für die Diakonie selbst. Das diakonische Handeln ist eine Ausdrucksform christlichen Glaubens. Wie die Wortverkündigung, die Seelsorge, die Religionspädagogik und Katechetik und andere Lebensäußerungen der Kirche dient es der Bewahrung und Weitergabe von Anstößen, die auf das Urchristentum und sein Verständnis von Evangelium zurückgehen. Es wäre eine Verkürzung, dies zu einem im Sinne der Arbeitsteilung verstandenen sozialen Handeln der Kirche zu reduzieren. Das diakonische Handeln beruht auf denselben neutestamentlichen Ursprungstraditionen wie alle Bereiche des kirchlichen Lebens und vermittelt deren Intentionen auf seine Weise. Es darf dabei als eine Ausdrucksform wie alle Ausdrücke und Formen zum einen ein »weltlich Geschäft« bleiben. Zum anderen kann es in nüchterner Selbsteinschätzung der eigenen Möglichkeiten für sich in Anspruch nehmen, Hinweischarakter auf Gott als verlässlichen Grund des Lebens zu besitzen. Darin gleicht es allen anderen kirchlichen Bemühungen um die Vermittlung des göttlichen Wortes durch Menschenwort und -tat.